



BEN BENNETT

*Das
Lächeln
des
Himmels*

Weltbild

Das Lächeln des Himmels

Der Autor

Ben Bennett, Jahrgang 1970, studierte Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften. Bevor er sich als freier Schriftsteller und Drehbuchautor niederließ, arbeitete er für Werbeagenturen und Magazine. Er lebt mit seiner kleinen Familie abwechselnd auf einer beliebten Ferieninsel im Mittelmeer und in Los Angeles.

Ben Bennett

Das Lächeln des Himmels

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2010 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: © Johannes Frick, Neusäß unter Verwendung von Motiven von
Shutterstock (© Standret, © Kevin Kozicki, © Vaclav Vorab)
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-156-1

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*There is a land of the living
and a land of the dead
and the bridge is love,
the only survival, the only meaning.*

Thornton Wilder

Für das Mädchen, das mich verzaubert hat

Endlich und sehr spät für New Yorker Verhältnisse hatte es doch noch zu schneien begonnen. Aus den aufwändig dekorierten Schaufenstern der 5th Avenue glitzerte und funkelte es wie jedes Jahr vor Weihnachten um die Wette, während ich am altherwürdigen Plaza Hotel und dem benachbarten Oak Room vorbeiging, mich durch den Stau der Stoßstange an Stoßstange stehenden Taxis schlängelte und in Richtung Central Park stapfte. Mein Herz klopfte aufgeregt, als ich das Green Kitchen am Rand des Parks erblickte. Ein Heer von Seidenlampions verwandelte das Geäst der mächtigen Ulme vor dem festlich erleuchteten Restaurant in ein goldenes Lichtermeer.

Ich klopfte mir den Schnee vom Mantel, als ich das Restaurant betrat, begleitet von Bing Crosbys Song »White Christmas«, dessen Klänge sanft wie Schneeflocken auf mich herabrieselten.

Wie jedes Jahr hatte ich einen Tisch für zwei bestellt. Liv hatte noch in der Stadt zu tun, doch als sie schließlich nur wenige Minuten nach mir im gedämpften Licht der barocken Lüster in den Saal schwebte – kein Wort könnte es besser treffen als dieses –, wurde es für einen Augenblick still an den Tischen.

Wie in Zeitlupe erhob ich mich von meinem Platz. Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden. Wie

atemberaubend schön sie war! Vierzig Jahre Leben hatten nicht die kleinste Falte in ihrem makellosen Gesicht hinterlassen, und ihre Figur war noch immer so mädchenhaft wie bei unserer ersten Begegnung.

Die Menschen im Saal folgten ihr andächtig mit den Blicken, ganz sicher Livs eleganten tänzelnden Gang, ihre unendliche Grazie, das golden von ihren Schultern fließende, von Schnee benetzte Haar bewundernd. Und ich freute mich schon darauf, ihre vor winterlicher Kälte zart rosa schimmernden Wangen zur Begrüßung zu küssen und die Liebe in ihren Augen zu lesen. Mich – und niemand anderen – lachte Liv voller Begeisterung an, während sie zielstrebig auf mich zusteuerte und ...

»Frohe Weihnachten!« Es war Kathy, meine Lieblingskellnerin des P.F. Chang's, die mich aus meinen Gedanken riss.

»Ich mache mir nichts aus Weihnachten, aber trotzdem – danke«, entgegnete ich, bemüht, möglichst gelassen und fröhlich zu wirken. Was mir offensichtlich nicht sonderlich gut gelang, denn Kate schenkte mir ein warmes Lächeln, das zugleich voller Mitleid war. Wie alle meine Freunde würde auch sie morgen nach Hause zu ihrer Familie fahren und mich – wie jedes Jahr – allein hier zurücklassen. Nicht in New York, der Metropole, von der Liv und ich stets geträumt hatten, sondern in Los Angeles, der Stadt, die ich nie hatte verlassen können. Denn die vertrauten Straßen und

Plätze waren das Einzige, was mich noch mit Liv verband.

Kathys Blick wanderte von meinem Gesicht zu dem kleinen Zettel in meinen Händen. *Beim nächsten Schnee wirst du deine große Liebe treffen* stand darauf.

Ich strich den schmalen Papierstreifen mit der Botschaft glatt und las die Nachricht langsam, Wort für Wort. Das Papier war mit den Jahren dünn und rissig geworden, die Druckerschwärze verblichen. Ich hatte den Zettel nicht weggeworfen, sondern trug ihn stets mit mir herum wie ein Atheist ein gesegnetes Heiligenbildchen. Und das, obwohl ich es eigentlich besser wusste: Meine große Liebe würde ich nicht mehr treffen. Ich hatte sie ja bereits getroffen. Hatte sie geliebt, mehr als alles andere auf der Welt. Jeden Tag. Bis sie in meinen Armen starb.

»Ist schon gut, Kathy«, sagte ich, verbarg den Zettel mit meiner Hand und lächelte zurück, halbwegs überzeugend, wie ich hoffte. »Ich komm schon klar. Würdest du mir noch einen Wein bringen?«

Sie zögerte, nickte dann und setzte sich in Bewegung. Draußen wurde es langsam dunkel. Noch dazu wehte ein ungewöhnlich eisiger Wind um die Häuserblöcke. Und so drückte ich mich tiefer in das bequeme braune Lederpolster der Bank, während ich den Klängen von Bing Crosby lauschte. Wehmütig lauschte, denn auch dieses Lied erinnerte mich an Liv.

Beim nächsten Schnee wirst du deine große Liebe treffen.

Kathy hatte mir diese Weissagung vor Jahren persönlich überreicht, eingebacken in einen Glückskek, der auf den Nachttisch folgte, an einem glutheißen Sommertag, während ein paar Meilen weiter Malibu in Flammen stand.

Eigentlich machte ich mir gar nichts aus chinesischem Essen. Zu P.F. Chang's ging ich nur wegen dieser Cookies. Normalerweise glaubte ich nicht an Orakelsprüche, aber P.F. Chang's war der einzige Chinese, dessen Glückskekse die Wahrheit prophezeiten.

Ich hatte bereits mehrere Male diese Erfahrung gemacht und konnte sie sogar belegen. Einige der Ratschläge in den Cookies hatten mir beruflich so großen Erfolg gebracht, dass ich zeitlebens dreimal täglich bei P.F. Chang's essen könnte – auch viermal, so ich denn wollte.

Aus diesem Grund war ich zu einem Sammler der kleinen Sprüchezettel geworden, süchtig nach immer neuen Botschaften. Auf der Rückseite der meisten hatte ich das Datum vermerkt, an dem ich sie erhalten hatte, und ich verwahrte sie alle daheim in einer Schublade meines Schreibtischs. Nur diese eine Prophezeiung trug ich immer bei mir, weil sie das Beste versprach, jedoch zugleich unerfüllbar war.

Ja, es ist wahr: Irgendwann – ein, vielleicht zwei Mal im Leben – kommt für jeden von uns der Moment, in dem wir den einzigen Menschen auf dieser Welt tref-

fen, mit dem wir alles teilen können. Es ist der bezauberndste Moment unseres Lebens. Er entschädigt uns für alles andere, für all die Schmerzen und das lange Warten. Es ist der Moment, in dem sich der Nebel endlich lichtet. Der Nebel, der uns all die Jahre zuvor davon abgehalten hat, das zu sein, was wir immer sein wollten. Und wir dürfen ihn um keinen Preis verderben. Denn eines ist sicher: Ein solcher Moment kommt angefliegen wie ein scheuer Vogel, der sich eines schönen Morgens auf das Fensterbrett vor deinem Zimmer setzt. Eine einzige falsche Bewegung, und schon ist er verschwunden, *gone with the wind, forever*. Niemand wusste das besser als ich.

Während ich auf Kathys Rückkehr wartete, sah ich hinaus in die Dämmerung und betrachtete das Laub, das der stürmische Wind durch die Straßen trieb. Ich fühlte mich selbst wie ein Blatt im Wind, fernab jeder Möglichkeit, mein Schicksal selbst zu bestimmen.

Schicksal. Noch so ein großes Wort. So wie die Liebe. Und der Tod.

Erst jüngst hatte ich in einem meiner Seminare an der Universität darüber gesprochen, dass man die großen Themen der Weltliteratur an einer Hand abzählen kann. Dass ein und dieselbe Geschichte wieder und wieder erzählt wird und uns doch stets neu berührt – Generation um Generation. Was ich meinen Studenten jedoch tunlichst verschwiegen war, dass mich eine schlichte, industriell gefertigte Botschaft aus einem

Glückskeks mehr berührte als sämtliche Klassiker der Weltliteratur. Es war ein bisschen albern und kindisch, doch mir bedeutete dieser Zettel unendlich viel.

Unwillkürlich musste ich lächeln, und zwar über mich selbst. Ein ungewohntes Gefühl, denn seit Livs Tod lächelte ich nicht oft und lachte auch nur selten. Ich hatte mich zurückgezogen in einen Kokon aus gefrorener Zeit und verharrte dort. Darüber hatte ich nicht nur meine Freunde verloren, sondern auch die Freude an den schönen Dingen des Lebens, das dort draußen ohne mich stattfand.

Aber eines hatte ich mir bewahrt, und dass dem so war, wurde mir tatsächlich an diesem Abend bewusst, in jenem Augenblick im P F. Chang's, in dem ich den Blättern nachsah und meine Gedanken mit ihnen treiben ließ. Was ich mir bewahrt hatte aller Vernunft und allen Fakten zum Trotz, war die Hoffnung. Ja, es half nichts, ich musste es mir eingestehen: In einer kleinen Kammer meines Herzens lebte sie noch, die Hoffnung auf ein neues Glück; denn immer wieder träumte ich davon, die große Liebe ein zweites Mal zu treffen. Vielleicht sogar beim nächsten Schnee, wie das Glückskeks-Orakel es verhiess. Das Problem war nur, dass es in Los Angeles niemals schneite.

Beim nächsten Waldbrand wirst du deine große Liebe treffen – dieser Spruch hätte zumindest bedeutet, dass ich jedes Jahr mindestens einmal die reelle Chance für mein Glück besaß. *Beim nächsten Schnee* jedoch be-

deutete nichts anderes, als dass ich meine große Liebe niemals treffen würde. Oder eben nie wieder. Es sei denn, der nächste Schnee würde die Zeit zurückdrehen auf jenen vierzehnten September 1988, kurz vor Mitternacht. Den Vorabend von Livs zwanzigstem Geburtstag, an dem ich sie zum Essen eingeladen hatte. In dasselbe Restaurant in Santa Monica, nicht weit vom Meer, in dem ich gerade saß, nur dass die Inhaber damals noch italienische Einwanderer und die Menüs von den Speisen ihrer toskanischen Heimat inspiriert gewesen waren. Ich hatte mit Liv allein sein wollen und sie auch mit mir, was mich zum glücklichsten Studenten der Welt gemacht hatte.

Ich fühle noch ihren ersten Kuss, den süßen Geschmack ihrer Lippen und ihrer vorsichtig suchenden Zunge, so, als sei es erst gestern passiert. Und doch trennen mich zwanzig Jahre von ihrem Mund und ihrem Leben, trennen mich zwanzig Jahre von meinem Leben und von jener Nacht, als sie mich fragte »Liebst du mich?« und ich nicht mehr herausbrachte als ein kaum hörbares »Ja«. Ich liebte sie so sehr, dass mir die Worte fehlten.

»Träumst du?«, fragte Kathy, die sich unbemerkt mit meinem Wein mir gegenüber an den Tisch gesetzt hatte und das Glas nun zu mir herüberschob, vorsichtig, als wolle sie mich nicht stören.

»Ein wenig schon«, sagte ich, bemüht, nicht allzu melancholisch zu wirken. »Du weißt ja: Die guten al-

ten Zeiten«, ergänzte ich mit einem ironischen Augenzwinkern.

Kathys aufmerksamer, forschender Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig. Ihre Augen weiteten sich, sahen plötzlich durch mich hindurch. »Nein! Das gibt's doch nicht!«, rief sie, und ihre Stimme kletterte dabei drei Oktaven in die Höhe, dass sie beinahe quietschte.

»Nein?«, echote ich erstaunt, und da sie noch immer so dreinschaute, als sei gerade eben etwas Unvorstellbares geschehen, fügte ich leicht verunsichert hinzu: »Na, so ungewöhnlich ist das nun auch wieder nicht, oder?«

Doch Kathy hörte mir gar nicht richtig zu. »Dass es in Los Angeles schneit?« Jetzt lachte sie mich an. »Also, das finde ich schon ungewöhnlich. Ich lebe seit siebzehn Jahren hier, und es hat noch *nie* geschneit.«

Ich wandte meinen Blick nach draußen, auf die Straße. Vor dem Fenster zogen sich einige Leute die Kapuzen ihrer Jacken über den Kopf, während andere lachend in die grauen Wolken schauten und beide Hände aufhielten, als würde es Manna vom Himmel regnen. Einige dieser Menschen hatten diese wunderbare Kapriole des Wetters, die für viele Europäer zu einem gelungenen Weihnachtsfest dazugehört, möglicherweise nie zuvor erlebt – Schnee.

Ja, es schneite in Los Angeles! Dicke, flauschige, strahlend weiße Schneeflocken, genau solche, wie man

sie in Hollywood künstlich herstellt. Nur dass diese hier echt waren.

Sofort hatten sich sämtliche Kellner und die Hand voll verbliebener Gäste an den Fensterscheiben versammelt und drückten sich die Nasen platt.

Ich blieb sitzen und versuchte mir nichts anmerken zu lassen. Dennoch verspürte ich ein merkwürdiges Gefühl im Bauch, so, als hätte ich einen Basketball verschluckt.

Langsam schloss sich meine Hand so fest um das Stück Papier mit der Botschaft aus einem unmöglichen Leben, dass ich das Pulsieren meines Herzschlags spüren konnte und meine Fingernägel sich schmerzhaft in den Handballen gruben. Wenn es in der Stadt der Engel schneien konnte, wenn Schneeflocken aus dem Himmel auf die Erde gelangen konnten, vielleicht konnten es dann auch die ... Engel?

Nein!, rief ich mich selbst zur Ordnung und rang wie ein Ertrinkender um einen Halt in der aufgewühlten See meiner Seele. Es gibt keine Engel, wiederholte ich tonlos und ohne die Lippen zu bewegen. Du machst dich ja lächerlich!

Lächerlich, genau. Das war das richtige Wort und traf meinen Gemütszustand perfekt. Ein paar Schneeflocken, eine belanglose Weissagung, und ich glaubte allen Ernstes daran, ein Wunder werde geschehen, hier und jetzt, zwei Tage vor Weihnachten im Jahr 2008, in einem chinesischen Restaurant an der Ecke 4th Street

und Wilshire Boulevard, um mich aus den Fängen jahrelanger Depression und Verzweiflung zu retten und meinem verpfuschten Leben endlich eine neue Richtung zu verleihen.

Langsam wurde der Schneefall dichter, während ich mich abzulenken versuchte – zuerst, indem ich an einen festlich zubereiteten Truthahn dachte, danach an eine Herde Schafe, die friedlich auf einer Wiese graste, um schließlich die witzigsten Szenen meiner Lieblingskomödien als eine Art Gag Real vor meinem geistigen Auge abzuspielen. Doch all das gelang mir nicht, so fixiert war ich auf den verdammten Schnee und die blöde Cookie-Botschaft, von der ich nachgerade besessen war, und das schon seit Jahren.

»Weinst du?« Kathy starrte mich betreten an.

»Nein, ich hab nur was im Auge«, log ich und wischte eine kleine Träne mit dem Handrücken aus dem Gesicht. Es war mir mehr als peinlich. Ich war mehr als peinlich. Ich, der ich noch immer auf die fallenden Flocken vor dem Fenster starrte wie ein paralysiertes Nagetier.

»Die Rechnung!«, krächzte ich.

Sie brachte sie mir wortlos und reichte mir den Glückskeks des Tages. Dabei nickte sie ermunternd, als wolle sie sagen: Trau dich, es wird schon was Gutes drinstehen!

Ich war viel zu neugierig, um den Cookie zu ignorieren. Während Kathy binnen Sekunden wieder in

den Anblick des Schneefalls versunken war und mich und mein Schicksal vergessen zu haben schien, riss ich die Aluhülle auf, brach den Keks auseinander, zog den Zettel heraus und deponierte die Gebäckhälften neben dem Trinkgeld auf dem Tisch. Dann las ich: *Du musst dich bewegen, damit das Glück dich finden kann.*

Unwillkürlich sprang ich auf.

»Wohin willst du?«, fragte Kathy und sah mich stirnrunzelnd an. »Du kriegst noch Wechselgeld zurück.«

»Ist schon gut. Danke, Kathy.«

Ich lächelte leise in mich hinein, als ich Kathy und das Restaurant verließ. Während ich den Schnee auf meinem Gesicht und die beißende Kälte spürte, die genauso untypisch war für Los Angeles wie der dickflockige Schnee, fühlte ich zugleich eine Leichtigkeit in mir, die mir fremd geworden war. Wie ein Kind bestaunte ich die tanzenden Flocken, zog die Mütze vom Kopf und ließ das Leben auf mich einrieseln, ließ mich wach küssen von jedem einzelnen lichten Kristall, der den Weg zu mir fand, und warf für einen Moment alle Sorgen und Ängste über Bord.

Niemand der Passanten, die wie ich verzaubert durch die Straßen spazierten, schwebten, tanzten, kannte mich. Mich, den Narren, der durch die Stadt der Engel lief, zwei Papierstreifen in den Taschen, und der soeben beschlossen hatte, an Wunder zu glauben.

Aber das passte ja gut zu Weihnachten – die Hoff-

nung auf ein Wunder. Die Illusion, dass eines Tages auch für mich die Erlösung kommen würde ... Nur wenige Tage später würde ich an diesen Augenblick zurückdenken und wissen, dass ich Recht behalten hatte. Dass es tatsächlich Wunder gibt. Auch wenn sie anders sind, als wir sie uns vorstellen. Und uns entgleiten können, weil wir in ihnen etwas anderes suchen, als sie sind.

Damals aber – damals wusste ich das noch nicht.

Ich heiße Shakespeare. Eigentlich heiße ich Harvey, aber wen interessiert das schon. Sie hat mich immer Shakespeare genannt.

Mit einem leisen Lachen dachte ich daran zurück, wie sie mir diesen Namen gegeben hatte. Er hatte schnell die Runde gemacht, und bis heute nannte mich jeder so, selbst die Kollegen an der Universität. Auch ich selbst fand, dass der Name zu mir passte. Shakespeare Coleman.

Es war das Jahr 1988, die Menschen trugen seltsame Kleidung, hörten seltsame Musik und sahen seltsame Filme, und die Welt war damals noch in Ordnung. Jedenfalls für mich. Für uns.

Ich war gerade zwanzig Jahre alt geworden, genauso alt wie sie und genau halb so alt, wie ich heute bin.

Sie hieß Liv, ein schwedischer Name, und ich habe in den folgenden zwei Jahrzehnten sehr viel über diesen Namen nachgedacht, ja, ehrlich gesagt: nahezu je-

den Tag. Denn er bedeutete nichts anderes als *Lebe!* – und doch hatte Liv es nicht gekonnt. Sie hatte nicht leben dürfen. Vor allem nicht mit mir!

Als ich ihr das erste Mal begegnete, jobbte sie als Kellnerin in einer Bar. Ich entsinne mich noch genau, was sie an jenem Abend anhatte: kleine helle Sportschuhe, eine Jeans – eine ganz normale, keine moon-washed – mit einem Gürtel, dessen Schnalle ein Peace-Zeichen darstellte. Dazu ein schwarzes Top, unter dem sich ein zarter, mädchenhafter Busen abzeichnete. Sie trug ihr hellblondes Haar hochgesteckt, und sie hatte die niedrigste Stupsnase, die ich je gesehen hatte. Sie lenkte den Blick auf ihre eindringlichen großen Augen, die von einer undefinierbaren dunklen Farbe waren und mich hin und wieder im Spiegel der Bar fixierten.

Als ich endlich den Mut aufbrachte, sie anzusprechen, konnte ich nicht anders, als unentwegt auf ihren perfekt geschwungenen Mund zu starren, während sie etwas sagte, was ich im Lärm der Nacht nicht verstand. Ich stellte mir vor, wie es sich anfühlen würde, ihren schlanken Hals zu küssen, und wie gut ihre Haut riechen mochte, die so zartweiß war wie das Fleisch eines frisch gepflückten Apfels. Das Aufregendste aber war, dass sie auf ihrem makellosen Rücken ein winziges Muttermal hatte – neben einem anderen, noch winzigeren direkt über ihrer Augenbraue –, und zwar genau an der Stelle, wo auch ich eines habe. Sofort war

mir klar, dass wir zusammengehörten. Das Schicksal hatte uns zusammengeführt, und schon bald sollte ich erfahren, dass dieses Mädchen sich noch besser anfühlte und noch besser duftete, als ich es mir in meinen Träumen vorgestellt hatte.

In den Stunden, die ich mit Liv verbrachte, verliebte ich mich unsterblich in sie – mit jedem Tag ein wenig mehr.

Keine zwölf Monate, nachdem wir uns kennengelernt hatten, starb Liv. Sie saß neben mir an einem einsamen Strand in Orange County, als es passierte. Auf einmal war sie ganz still. Ihr Herz hatte ausgesetzt – zwei Wochen nach ihrem zwanzigsten Geburtstag.

Mal ehrlich: Kennen Sie irgendjemanden, der mit zwanzig Jahren an Herzstillstand gestorben ist? Genau. So etwas gibt es nicht. Es sei denn, der Himmel möchte einen Menschen bestrafen.

Zwanzig Jahre lang habe ich mich gefragt, was ich falsch gemacht habe, dass der Himmel mir das antun konnte.

Er riss mich aus dem schönsten Traum, den ein Mensch nur träumen kann. Er nahm mir nicht nur die Illusion von einem grenzenlosen Glück – er nahm mir die Lebensfreude, den Grund, warum ich jeden Tag aufstehen, warum ich am normalen Alltag überhaupt teilnehmen sollte.

Liv lebte nicht mehr – warum also sollte ich es noch tun? Es gab keinerlei Gründe mehr dafür ...

Es ist ein Wunder, wenn du einen Menschen triffst, der dein Herz mit Freude erfüllt, vor allem, wenn dieser Mensch zufälligerweise auch noch attraktiv und begehrenswert ist. Und wenn diese Person sich darüber hinaus auch noch bis über beide Ohren in dich verliebt, so ist das Wunder nicht zu übertreffen. Ich hatte dieses Wunder erlebt, und seine Magie hatte mich in einen anderen Menschen verwandelt. Es hatte mir Flügel verliehen, die mich über den Alltag erheben. Nichts konnte mir etwas anhaben. Ich war unverwundbar – das glaubte ich zumindest.

Heute, nach vier Jahrzehnten Lebenserfahrung, weiß ich es besser. Und ich weiß, dass dieses Wunder einem Sechser im Lotto gleicht.

Doch den geliebten Menschen wieder zu verlieren ist weitaus schlimmer, als einen Millionengewinn zu verspielen und erneut ein Dasein als arme Kirchenmaus zu fristen. Es ist, als würde einem das Herz aus der Brust gerissen. Zuerst tut es unendlich weh, ein einziger stechender Schmerz, und dann fällt man in eine Gefühlsstarre und empfindet gar nichts mehr. Man ist wie paralysiert. Steht neben sich und sieht emotionslos zu, wie das Leben an einem vorüberzieht. Aber es stört einen nicht. Man ist tief im Innern ja tot ...

Das beschreibt in aller Kürze den Zustand, in dem ich mich seit zwanzig Jahren befinde. Und alles nur aus Angst, verletzt zu werden, ein weiteres Mal das

Herz aus dem Körper gerissen zu bekommen. Ja, es ist wahr: Über die Jahre habe ich mich in einen herzlosen Zyniker verwandelt. Und in einen traurigen, unfreiwilligen Vampir.

In Los Angeles ist die Liebe ein Lotteriespiel. Entweder man gehört zu den wenigen Glücklichen, die ihre Liebe in der Highschool getroffen haben – oder man gerät in den unvermeidlichen Sog all jener, die in dieser Stadt noch immer auf der Suche nach dem richtigen Partner sind. Bei Barnes & Noble gibt es eine eigene Abteilung mit Büchern für Frauen, die zeigen, wie man sich einen erfolgreichen Mann angelt. Geht man abends mit Freunden aus und trifft eine Frau in einer Bar oder einem Restaurant, lautet die erste Frage grundsätzlich, ob man verheiratet sei. Danach richtet sich die Neugier unweigerlich auf den Job. Bei optisch eher unattraktiven Männern ist es umgekehrt. In dieser Stadt jagen die Frauen die Männer, als wären sie Trophäen. Wie soll man sich da verlieben?

Wenn man sich jedoch gar nicht verlieben möchte, macht es diese Stadt einem leicht. Mit der Zeit lernt man, das Spiel zu spielen und das andere Geschlecht mit eigenen Regeln auszutricksen.

Ich habe oft mit dem Gedanken geliebäugelt, diese Stadt zu verlassen und woanders neu anzufangen. Ja, ich habe sogar erwogen, nach New York zu gehen. Ohne Liv. Allein. Zwar war ich durch meine Tätigkeit als Professor für Film und Literatur an die University

of California gebunden, hatte aber zugleich durch das Schreiben einiger erfolgreicher Bücher einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht, der es mir ermöglicht hätte, andernorts eine Anstellung zu finden.

Hauptsächlich war es die Vergangenheit, die mich daran hinderte, meine Sachen zu packen und irgendwo dort draußen in der weiten Welt mein Glück zu suchen. Ich wollte die Orte nicht aufgeben, an denen ich mit Liv glücklich gewesen war; Orte, an denen ich unsere Beziehung wieder aufleben lassen konnte, was ich regelmäßig tat. Abgesehen von Los Angeles gab es vermutlich ohnehin nur einen Platz auf dieser Welt, der für mich einen Umzug gerechtfertigt hätte, und das war die Kleinstadt, in der Liv geboren und aufgewachsen war: Halmstad an der südschwedischen Küste. Allerdings bin ich nie dort gewesen, obwohl ich wusste, dass Livs Mutter möglicherweise noch immer dort lebte und es höchste Zeit wurde, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Doch seit Livs Tod war ich immun gegen Sehnsüchte und Empfindungen aller Art.

Nachdem ich genug gelitten und alle Tränen geweint hatte, die ein Mensch in einem Leben überhaupt weinen konnte, begnügte ich mich damit, meine körperlichen Bedürfnisse in das Zentrum meines Interesses zu rücken; jede Romantik war mir seitdem fremd. Ich bin zu einem Mann ohne Herz geworden, wurde mir nun mit Schrecken bewusst, zu einem seelenlosen Kerl, der nur seinen Körper pflegt. Einem

Vampir auf der ständigen Suche nach Frischblut. Ich fröstelte.

Was aber, so fragte ich mich inmitten des Schneege-
stöbers, kann dann noch der Sinn des Lebens sein,
wenn man nichts weiter tut, als sich mit dem sinnlos
gewordenen Alltag abzufinden, diesem öden Einerlei
aus sich ständig wiederholenden Handlungen und Ab-
läufen, dieser Endlosschleife à la »Und täglich grüßt
das Murmeltier«, und nur noch dahinvegetiert?

In diesem Augenblick sagte ich zu mir selbst: »Du
bist müde geworden, Shakespeare. Vielleicht irrst du
dich. Vielleicht muss man sich seiner Träume als wür-
dig erweisen, indem man trotz aller Widrigkeiten an
ihnen festhält. Denn Träume, die wahr werden, sind
Wunder. Und es gibt kein unbeschreiblicheres Gefühl
in diesem Leben als den Moment, in dem ein Wunder
wahr wird. Du musst lernen loszulassen. Versuch es
einfach! Mach deine Augen auf, und sieh dir an, was
die Welt da draußen für dich bereithält!«

Genau das tat ich in diesem Augenblick. Ich knipste
den iPod an, stellte »Waiting for my life to start« von
meiner damaligen Lieblingssängerin Porscha Parker
auf Dauerwiederholung, schloss die Augen für einen
Moment, um die Erinnerungen zu verbannen, öffnete
sie wieder und marschierte los.

Es klingt vielleicht aberwitzig, wenn sich ein Mann im
Alter von vierzig Jahren danach sehnt, dass sein Leben

endlich beginnen möge, doch bei mir war es tatsächlich so. Vor langer, langer Zeit hatte ich das Leben auskosten, und ich kannte den Geschmack des Glücks. Zumindest hatte ich einen Vorgeschmack davon bekommen, aber dann war mein Leben abrupt abgebrochen. Was immer ich tat, war bedeutungslos geworden, denn jeden Tag und jede Nacht hatte ich Livs Bild vor Augen: wie sie mich anlächelte, wie wir uns küssten, wie wir uns liebten, das erste Mal, in einem See im Mondlicht. Es war überwältigend, obwohl das Wasser so kalt war, dass ich trotz Livs unermesslicher Schönheit jeden warmen Gedanken auf die Region unterhalb meines Bauchnabels konzentrieren musste, um unser Debüt nicht zu vermässeln.

Waiting for my life to start. Also wartete ich, lief durch die Straßen und sah mich um.

Und einen Tag nach dem Abend im P.F. Chang's war es dann so weit. Am Heiligabend des Jahres 2008 begegnete ich Liv ein zweites Mal. Zumindest war das mein erster Gedanke, als dieses bildschöne Geschöpf mit den dunklen Augen und der leicht nach oben gebogenen Nase den Raum betrat.

Sie sah aus wie Liv, was schon einem Wunder gleichkam. Ich schaute in ihre Augen, glaubte ein Erkennen darin zu entdecken – und war verloren.

Nein, das stimmt nicht. Ich war nicht verloren. Ich war gerettet. Mein Leben hatte wieder Sinn!

Ich saß – wie an einem Heiligabend nicht anders zu erwarten – allein an einem Dreißig-Meter-Tresen irgendwo in Los Angeles. Seit ich Liv begegnet war, hatte ich die Angewohnheit, Frauen, die mich auf den ersten Blick interessierten, möglichst nicht direkt ins Gesicht zu schauen, sondern zunächst nach anderen Möglichkeiten zu suchen, um sie zu betrachten. Wenn gerade kein Spiegel zur Hand war, schaute ich notfalls auf ihre Hände oder auf die Schuhe – das schien mir am ungefährlichsten, auch wenn diese Regionen nicht unbedingt zuverlässige Aussagen über diese Frauen hergaben.

Diesmal gab es einen Spiegel, wie ich erleichtert feststellte. Ich sah hinein, und zu meiner Überraschung schaute ich direkt in die Augen einer jungen Frau. Sie hatte den Blick auf mein Spiegelbild geheftet, während sie selbst stumm und still dastand, beinahe wie angewurzelt. Sie wandte den Blick auch dann nicht ab, als ich ihn interessiert erwiderte, sondern lächelte auf eine Weise zurück, die mich für einen Moment dort traf, wo sich mein verloren geglaubtes Herz befand. Es war, als höre die Welt für einen Augenblick auf, sich zu drehen, als gäbe es nichts als unsere sehnsüchtigen Blicke, die einander im warmen Licht flackernder Kerzen liebkosten.

Als das Mädchen auch nach einer Weile keine Anstalten machte wegzusehen, drängte sich mir langsam der Gedanke auf, dass es möglicherweise mit offenen

Augen träumte oder gar in ein Wachkoma gefallen sein musste. Andererseits schien es hier zu kellnern, und eine im Wachkoma arbeitende Kellnerin hatte ich noch nie getroffen.

Sie mochte Anfang zwanzig sein, doch weniger als ihr vermeintliches Alter zogen mich ihre Statur, ihr Gesicht und ihre Aufmachung in den Bann. Entweder ich fantasierte – oder ich befand mich mitten in einem Déjà-vu: Sie trug kleine helle Sportschuhe, eine Jeans mit einem Gürtel mit der Aufschrift *Blacksmith Industries* auf der Schnalle und ein schwarzes Top, unter dem sich ein zarter, mädchenhafter Busen abzeichnete; sie hatte das hellblonde Haar hochgesteckt, und ihre Nase ähnelte der niedrigsten Stupsnase, die ich je gesehen hatte. Sie lenkte den Blick auf ihre eindringlichen großen Augen, die von einer undefinierbaren dunklen Farbe waren und mich im Spiegel der Bar fixierten. Mein Gott, das Ganze war zwanzig Jahre her, und doch erinnerte ich mich an jedes Detail!

»Liv?« Ganz leise war der Name über meine Lippen gekommen, während ich meinen Blick von ihrem im Spiegel abwandte und sie nun direkt ansah. Sie reagierte noch immer nicht, sondern schaute mich nur unverwandt an, bis im Hintergrund die Musik ausging. Die plötzliche Stille in der Bar schien eine gewisse Wirkung auf sie zu haben. Als wäre sie auf einmal aus dem Koma erwacht, kam sie auf mich zu.

»Frohe Weihnachten!«, sagte sie leise.